PHILOSOPHIE UND GESCHICHTE
EINE SAMMLUNG VON VORTRAGEN UND SCHRIFTEN
AUS DEM GEBIET DER PHILOSOPHIE UND GESCHICHTE
54

VOM WERDEN DES DEUTSCHEN VOLKES

INDOGERMANEN · GERMANEN · DEUTSCHE

VON

H. DANNENBAUER



1 9 3 5

VERLAG VON J. C. B. MOHR ⟨PAUL SIEBECK⟩
TÜBINGEN

Druck von H. Laupp jr in Tübingen

Den im folgenden wiedergegebenen Vortrag habe ich zuerst im Mai 1934 bei einem vom SA-Hochschulamt veranstalteten Schulungslager vor Tübinger Studenten gehalten und im Winter 1934/35 vor anderen Zuhörern in Tübingen, Stuttgart und Ulm wiederholt. Ihn drucken zu lassen, war nicht meine Absicht; denn er bringt nichts, was nicht längst von Sprachwissenschaft, Vorgeschichte und Geschichtsforschung erarbeitet ist. Die Aufmerksamkeit, die er gefunden hat, und die Anfragen, die von wohlwollenden Zuhörern an mich gerichtet wurden, veranlassen mich zur Veröffentlichung. Je zu Zeiten mag ja auch die Wiederholung von Altbekanntem nützlich und deshalb berechtigt sein.

Tübingen, im Februar 1935.

Über das Werden des deutschen Volkes möchte ich heute Abend zu Ihnen reden. Mit dieser Formulierung des Themas „das *Werden* des deutschen Volkes" habe ich bereits ein wichtiges Stück von den Ergebnissen unserer Untersuchung vorweggenommen, nämlich die Erkenntnis, daß das deutsche Volk nicht von allen Urzeiten her gewesen und sich seitdem unverändert gleich geblieben ist im Lauf der Jahrtausende, sondern daß es geworden ist, entstanden aus verschiedenen Bestandteilen sehr mannigfaltiger Art im Lauf einer langen schicksalreichen Geschichte. Kurz, daß es keine natürliche Größe ist, sondern eine geschichtlich gewordene Einheit.

Dem Historiker sind das sehr geläufige und selbstverständliche Dinge. Er weiß, daß alle großen europäischen Völker auf diese Art aus verschiedenen Bestandteilen geworden sind. Aber in der breiteren Öffentlichkeit der sog. Gebildeten, selbst bei Gelehrten anderer Fächer, scheint diese Kenntnis wenig verbreitet zu sein. Beobachtungen, wie man sie alle Tage machen kann, zeigen, daß der Begeisterung für das deutsche Volk und die deutsche Vergangenheit nicht entfernt die nötige Sachkenntnis zur Seite steht, daß vielmehr schon über die einfachsten Grundbegriffe eine erstaunliche und bedauerliche Unklarheit herrscht. In der Presse, in Vorträgen, in großen und kleinen Schriften wirft man Bezeichnungen wie deutsch, germanisch, arisch, nordisch u. dgl. fortwährend durcheinander, so daß man in Gefahr ist, ständig aneinander vorbeizureden.

Ist es noch harmlos, wenn man etwa von Kämpfen zwischen Römern und Deutschen erzählt und die Schlacht im Teutoburger Wald einen deutschen Sieg nennt, während es sich hier

doch um Germanen handelt, so ist es schon schlimmer, wenn etwa ein Urgeschichtler uns über die deutsche Vorzeit belehren will und dabei Germanen und Kelten und womöglich gar noch vorkeltische Völkerschaften nicht auseinanderhalten kann, sondern ihre Funde in einen Topf wirft, und der Gipfel der Verwirrung ist erreicht, wenn eine „Deutsche Geschichte auf rassischer Grundlage", die mir voriges Jahr in die Hand kam, den Begriff „deutsch" gleichsetzt mit der nordisch-fälischen Rasse — die übrigens zwei und noch dazu recht verschiedene Rassen sind — und ihren Schicksalen, und infolgedessen die Geschichte des deutschen Volkes viele Jahrtausende vor Christus beginnen läßt.

Gegenüber dieser geradezu babylonischen Sprachverwirrung ist es erstes und dringendstes Erfordernis, sich erst einmal wieder über die Begriffe klar zu werden, die man mit bestimmten, allgemein gebrauchten Wörtern verbindet. Solange das nicht der Fall ist, droht jedes Reden über Volkstum, völkische Eigenart, artgemäße Kultur, Rassenreinheit usw. und werde es mit noch so großem Kraftaufwand geführt, zum leeren Geschwätz zu werden und der Sache selbst zu schaden.

I.

Gehen wir zunächst von dem Wort und Begriff aus, der uns am nächsten liegt, von der Bezeichnung „deutsch", so dürfte allgemein bekannt sein, daß das deutsche Volk seiner Herkunft und Sprache nach in naher Verwandtschaft steht mit anderen Völkern, die wir germanisch nennen. Es ist ein Glied der germanischen Völkerfamilie. Welche anderen Völker dazu gehören, kann ich wohl als bekannt voraussetzen: Engländer, Dänen, Schweden, Norweger, Holländer, Isländer, dazu noch eine Anzahl vor vielen Jahrhunderten schon untergegangene Völker, wie Goten, Langobarden usw.

Die ganze Gruppe der germanischen Völker aber steht ihrer-

seits wieder, wie wissenschaftliche Forschung auf verschiedenen Wegen ermittelt hat, in engerer Verwandtschaft mit einer Reihe anderer großer Gruppen, wie z. B. den Romanen, den Slawen, den Kelten, den Griechen, aber auch den Indern und Persern, und noch einer Anzahl anderer kleinerer. Man hat für ihre Gesamtheit das Kunstwort indogermanisch geprägt, nach den beiden äußersten Völkern, deren Zusammengehörigkeit man erkannt hat. Das Verdienst des wissenschaftlichen Nachweises gebührt einem deutschen Gelehrten, dem Mainzer Franz Bopp, der 1816 als Fünfundzwanzigjähriger die enge Verwandtschaft des Altindischen mit dem Griechischen, Lateinischen, Persischen und Germanischen aufgezeigt hat.

Der Nachweis der ursprünglichen Verwandtschaft aller dieser sog. indogermanischen Völker wurde auf sprachlichem Gebiet erbracht. Man entdeckte nicht nur, daß in allen diesen Sprachen eine ganze Reihe von Wörtern ganz ähnlich lauten, wie z. B. die Worte für Vater, Mutter, Bruder, die wichtigsten Zahlworte usw., man entdeckte auch weiter — und das war die entscheidende Erkenntnis Bopps —, daß diese Sprachen ihr Zeitwort auf die gleiche Weise abwandeln, um die verschiedenen Zeiten und Tätigkeitsformen auszudrücken, man entdeckte, daß sie ihre Hauptwörter in der gleichen Weise beugen, daß sie ihre Sätze nach gleichen Grundregeln aufbauen, und daß sie sich in allen diesen Dingen scharf unterscheiden von der Art, wie etwa Semiten oder Mongolen ihre Gedanken zum Ausdruck bringen.

Durch fortgesetzte Vergleichung der ältesten Sprachformen, die uns von den verschiedenen Völkern überliefert sind, hat man nicht nur ermittelt, welche Völker zu dieser indogermanischen Sprachfamilie gehören, sondern ist auch in den Stand gesetzt worden, eine gemeinsame Urform dieser verschiedenen Sprachen zu erschließen, die man die indogermanische Sprache nennt. Man liebt es heute in der breiteren Öffentlichkeit, diese Völker als arisch zu bezeichnen; doch ist dieser Ausdruck besser

zu vermeiden, denn in der Wissenschaft ist er längst festgelegt für eine einzelne Gruppe von ihnen, die Inder und Iranier, die sprachlich besonders eng zusammengehören und auch als einzige sich selbst Arier genannt haben.

Wie schon erwähnt, bezieht sich das alles zunächst lediglich auf die Sprache und die sprachliche Verwandtschaft. Aber zu einer Sprache gehören auch Leute, die sie sprechen, und wenn es eine gemeinsame Grundsprache gegeben hat, von der wir die miteinander verwandten Sprachen ableiten, so muß es einst auch Menschen gegeben haben, die diese Grundsprache redeten, auch wenn wir von vornherein annehmen, daß sie in verschiedene Dialekte und Stämme zerfielen. Ob wir sie nun ein Volk nennen sollen oder eine Rasse oder wie sonst, ob sie eine politische Einheit gebildet haben, alles das muß zunächst ganz dahingestellt bleiben.

Jedenfalls muß der sprachlichen Zusammengehörigkeit irgendwie eine stammesmäßige, blutsmäßige entsprechen. Denn die Sprache ist das vornehmste und älteste Erbgut eines Volkes; sein besonderer Geist, seine besondere Art die Welt aufzufassen, Verstand und Gemüt drückt sich darin aus, und einem Volk seine Sprache nehmen, heißt ihm an die Wurzel seiner völkischen Eigenart greifen, seine Seele vergewaltigen, wie wir heute an mehr als einer Stelle sehen können. Diese feinsten und innigsten Zusammenhänge von Volk und Sprache übersehen die zu starr naturwissenschaftlich denkenden Urgeschichtler und Rasseforscher, die das von der Sprachwissenschaft erschlossene indogermanische Volk für eine theoretische Konstruktion halten. Eine Sprache lebt aber nicht im luftleeren Raum der Grammatik, und Sprachverwandtschaft weist auf Verwandtschaft des Denkens, Fühlens und Urteilens hin, auf gemeinsamen Herzschlag und gemeinsames Blut.

Dagegen ließe sich nun einwenden: aber Sprachen wandern doch auch und manches Volk hat im Lauf der Geschichte eine fremde Sprache angenommen und zu seiner eigenen gemacht;

mit Sprachgleichheit ist noch nichts entschieden über ursprüngliche Blutsverwandtschaft.

Gewiß, das ist in vielen Fällen richtig. Niemand wird zum Beispiel die englisch sprechenden Neger Nordamerikas für völkische Verwandte der Angelsachsen halten. Wir werden im weiteren Verlauf unserer Untersuchungen auch solche Übertragungen von Sprachen kennenlernen. Aber in unserem Fall treten zu der Sprachverwandtschaft noch eine Reihe von anderen Erscheinungen hinzu, die alle in die gleiche Richtung weisen.

Es hat sich gezeigt, daß den verschiedenen Völkern der indogermanischen Sprachfamilie ein gewisser Grundstock von Anschauungen politischer und religiöser Art gemeinsam ist, und daß sie bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte im wesentlichen den gleichen Besitz an Kulturgütern aufweisen. Familie und Sippe sind auf den gleichen Grundlagen aufgebaut, Glaube und Aberglaube zeigen dieselben Züge, die Grundformen der rechtlichen und sittlichen Ordnungen sind Gemeingut der verschiedenen Völker. Alle diese Beobachtungen bekräftigen die Auffassung, daß hier der gemeinsamen Sprachform auch gemeinsame Abstammung entsprechen muß.

Eine ungelöste Frage ist aber bisher geblieben: wo ist die Heimat der Indogermanen zu suchen, und wie ist es gekommen, daß die indogermanischen Völker heute so sehr verschiedene Sprachen sprechen und so verschiedenes Wesen zeigen, ja sich teilweise als schroffe Gegensätze empfinden?

Eine allgemein anerkannte Antwort auf diese Frage ist bisher nicht da; die Meinungen widersprechen sich teilweise ganz scharf. Was ich Ihnen hier ganz knapp darüber sagen möchte, ist zunächst auch nicht mehr als eine wissenschaftliche Hypothese. Sie fußt aber auf Erkenntnissen, die schon seit Menschenaltern vertreten worden sind, in den Anfängen sogar bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgehen, und die durch die Ergebnisse der urgeschichtlichen wie der anthropologischen Forschung neuerdings starke Stützen erhalten haben.

Heute erfreut sich besonderen Ansehens — vor allem bei den Urgeschichtlern — die Annahme, daß die Gegenden um die Ostsee die ursprünglichen Sitze der Indogermanen gewesen seien. Von hier hätten sie sich erobernd und staatengründend nach allen Seiten ausgebreitet, nach Südosten bis nach Indien, nach Süden in die Balkan- und Apenninenhalbinsel, und nach Westen bis an den Ozean. Daher rührt auch die volkstümliche Bezeichnung der „nordischen Rasse".

Da nun feststeht, daß die Germanen ihre ältesten Sitze ebenfalls an der Ostsee gehabt haben, in Dänemark, Südschweden und an der Küste von der Wesermündung bis zur Odermündung etwa, so ergibt sich der Schluß, daß die Germanen am längsten in den ursprünglichen Sitzen geblieben sind, und daß sie also auch am meisten die unvermischte alte, die „nordische" Art beibehalten haben und heute noch darstellen.

Für unvoreingenommene, rein wissenschaftliche Betrachtung ergeben sich bei dieser Anschauung aber eine Anzahl Schwierigkeiten, genau so übrigens wie auch für eine andere Meinung, die die Urheimat in Thüringen sucht.

Die erste ist, daß der ursprüngliche indogermanische Sprachschatz dazu nicht stimmen will. Er besitzt verschiedene Wörter und Begriffe nicht, deren Fehlen unerklärlich ist, wenn man die Ostseeländer als älteste Sitze betrachtet. Es fehlt vor allem ein gemein-indogermanisches Wort für das Meer und es fehlen alle Begriffe, die auf ein seefahrendes Volk deuten. Die Wörter dafür sind aus fremden Sprachen in die einzelnen indogermanischen aufgenommen worden. Dafür ist umgekehrt ein ursprünglicher Besitz der Indogermanen nach Ausweis der Sprache das Pferd und der Wagen. Das Pferd spielt eine große Rolle bei den ältesten indogermanischen Völkern, bei Indern, Persern, Griechen, Kelten. Weitverbreitet sind Personennamen, die mit dem Wort für Pferd gebildet werden, man denke an Philippos oder Hengist und Horsa und ähnliche. Das Roßopfer ist das höchste Opfer, und auch als Orakeltier gilt das wiehernde Pferd

bei Persern, Germanen und Slawen. Von den Indogermanen ist das Pferd erst zu den semitischen Völkern gekommen, die ursprünglich nur den Esel gekannt hatten.

Neben den Pferden besteht ihr Reichtum in Vieh, vor allem in Rinder- und Schafherden. Man denke an lateinisch Pecus, wovon pecunia kommt, und germanisch feho, was sowohl Vieh wie Geld bedeutet. Daneben treiben sie primitiven Ackerbau, sind aber immer noch gerne bereit, ihre Sitze zu wechseln und weiterzuwandern, mit der Scholle sind sie noch nicht verwachsen. Der Getreidebau spielt noch keine sehr große Rolle; das Wort für Acker bedeutet ursprünglich nicht bebautes Land, sondern Trift, Viehweide.

Ein Waldland wie Thüringen kann ihre Heimat also auch nicht gewesen sein. Dafür spricht auch, daß sie weder ein Wort für Wald haben, noch auch genaue Kenntnis der einzelnen Baumarten. Die Baumbezeichnungen sind merkwürdig unbestimmt und wechseln gerne ihre Bedeutung.

Also kein Küsten- und Seevolk, auch kein Waldvolk, sondern Hirten, Ackerbauer, Reiter. Darnach muß man ihre Heimat unter einem Himmelsstrich suchen, der klimatisch Lebensmöglichkeiten für hin- und herwandernde Herdenbesitzer bietet, das heißt in einem Steppenland. Man muß also zum mindesten in die Gebiete nördlich des Schwarzen Meeres gehen und hinüber bis zum Kaspischen Meer; sehr wahrscheinlich — eine Anzahl sehr auffälliger sprachlicher Beobachtungen führt darauf — muß man sogar noch östlichere Gegenden miteinbeziehen: bis in die Steppen Mittelasiens müssen sich die Wanderungen der ältesten Indogermanen erstreckt haben.

Zu diesem Ergebnis können wir von der anderen Seite her die Gegenprobe machen. Wenn die älteste Heimat der Indogermanen die Ostseeländer gewesen wären, dann wären die Germanen am längsten in den alten Sitzen geblieben, hätten also auch am meisten Ursprüngliches in Sprache und Art bewahren müssen.

Gerade das aber ist nicht der Fall. Vielmehr weist die germanische Sprache eine Reihe von tiefgehenden Unterschieden auf gegenüber dem Gemein-Indogermanischen, die die Forschung schon längst kennt und beschrieben hat. Sie erstrecken sich auf den Besitz an Lauten, auf die Wortbeugung, auf den Satzbau, gehen also außerordentlich tief und sind sehr auffällig.

In der Sprachwissenschaft spricht man von der ersten oder germanischen Lautverschiebung. Das bedeutet, daß das Germanische die altererbten indogermanischen Konsonanten folgerichtig und durchgreifend verändert hat, ja sogar völlig neue Laute eingeführt hat, die das Indogermanische nicht gekannt hat. Außerdem eine zweite höchst auffällige Erscheinung, die den ganzen Klangcharakter der Sprache verändert: die Verlegung des Akzents. Das Indogermanische hatte eine freie Wortbetonung gehabt; der Ton konnte, wie im Griechischen und Indischen, bald auf den Stamm, bald auf eine Endsilbe fallen. Für das Germanische ist kennzeichnend die strenge und wuchtige Betonung des Stammes. Was das für eine einschneidende Veränderung ist, macht man sich am besten klar durch den Versuch, einen deutschen Satz einmal mit durchgeführter Betonung der Endsilben zu sprechen.

Aber nicht nur der ganze Klangcharakter der Sprache ist im Germanischen verändert, auch die Hilfsmittel sind andere geworden, mit denen man die logischen Beziehungen der Wörter und Begriffe zueinander ausdrückt. Die Formen der Wortbeugung, sowohl des Hauptwortes, wie des Zeitwortes, sind außerordentlich vereinfacht worden. Im Grammatikunterricht pflegt man zu sagen: die Endungen fallen ab. Aber das ist nur ein Stück davon. Ganze Formengruppen sind verschwunden, vor allem das reiche System, mit dem das Indogermanische Vergangenheit und Zukunft ausgedrückt hatte: Imperfekt, Aorist, Plusquamperfekt, Futur, Futur exact. Ebenso verschwindet das Medium und Passiv, der alte Konjunktiv, die verschiedenen Imperative und Partizipien. Dafür tritt eine

Zeiten- und Formenbildung ein mit Hilfe von Hilfszeitwörtern wie sein, haben, werden.

Das sind also ganz grundstürzende Wandlungen der Sprache. Beobachtet man nun ferner, daß auch das Italische und Keltische zwar andersgeartete, aber ähnlich auffällige Veränderungen und Neuerungen gegenüber dem ursprünglichen Indogermanischen aufweisen, daß also die westlichsten Glieder der Sprachfamilie am stärksten verändert sind, während gerade die östlichen, das Griechische, das Slawisch-Litauische und das Indische, viel konservativer und altertümlicher sind, so ergibt sich auch von dieser Seite her der Schluß, den wir vorhin schon gezogen haben: die Urheimat der Indogermanen ist im Osten zu suchen.

Solche tiefgreifende, den ganzen Charakter der Sprache verändernde Neuerungen, wie sie das Germanische, aber auch das Keltische und Italische aufweist, können aber nur erfolgt sein im Zusammenhang mit einem ebenso starken Wandel der Geistesart, des Fühlens und Denkens, der gesamten Kultur der Sprechenden. Und dieser Wandel wieder setzt voraus einen ganz erheblichen Wandel in der ganzen stammesmäßigen Zusammensetzung des betreffenden Volkes. Um es mit einem Wort zu sagen: die sprachlichen Veränderungen sind das getreue Spiegelbild einer rassemäßigen Veränderung, sind das heute noch fortlebende geschichtliche Zeugnis einer Rassemischung, so wie die Gestalt unseres deutschen Bodens heute noch Zeugnis ablegt von der Wirkung der eiszeitlichen Gletscher.

Ich skizziere zunächst kurz den Gesamtverlauf dieser Vorgänge.

Die Indogermanen, ein kraftvolles, bewegliches Reitervolk der südosteuropäischen und mittelasiatischen Steppen, breiten sich nach Westen aus über die dort hausenden älteren Ansiedler verschiedener Rassen. Nicht in einem einzigen Anlauf, sondern in einer Reihe wiederkehrender und nach verschiedenen Richtungen in verschiedenen Zeiten sich ausbreitender Wellen.

Sie kolonisieren, gründen Herrschaften, unterwerfen die ältere Bevölkerung, vermischen sich mit ihr. Dabei drücken sie der älteren Bevölkerung ebenso ihren Stempel und ihre Sprache auf, wie sie von der Kultur und Sprache der Unterworfenen mehr oder minder stark beeinflußt werden, je nach dem gegenseitigen Zahlenverhältnis und der beiderseitigen Kulturhöhe. In langer Entwicklung wachsen die beiden Völker zusammen und bilden allmählich eine neue Volksart, eine neue Sprache und Kultur, die Elemente beider Teile in sich vereinigt, wie das Kind das Erbe des Vaters und der Mutter trägt.

So entsteht aus der Vereinigung von indogermanischen Eroberern mit der unterworfenen älteren Bevölkerung das griechische Volk, die griechische Sprache und Kultur, deren Eigenart sehr viel von der vorindogermanischen Rasse aufzeigt: die Mehrzahl der griechischen Götter ist nicht indogermanischer Herkunft, sondern Erbe der älteren Ansiedler, und was wir heute griechisches Schönheitsideal heißen, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls den vorindogermanischen Bewohnern Griechenlands zu danken.

So breiten sich die späteren Italiker in mehreren Wellen nacheinander über ligurische, etruskische und andere Stämme aus und entwickeln sich zu einem neuen Volk mit eigenem Charakter: nüchtern, politisch begabt, staatengründend. So bildet sich in Indien unter dem Einfluß einer hochkultivierten älteren Bevölkerung zusammen mit den Wirkungen eines heißen, erschlaffenden Klimas die indische Volksart, vereinigen sich andere Indogermanen mit älteren Ansiedlern in Mitteleuropa zu den Kelten — kurz, überall Mischungen von indogermanischen Eroberern und Herren mit anderen Völkern, überall die Auseinandersetzung mit anderen Kulturen, überall Umbildung der eigenen und der unterworfenen Kultur zu einer neuen von besonderem Charakter, Entstehung einer neuen Sprache, einer neuen Volksart.

II.

Auch in das Ostseegebiet sind wohl schon vor 2000 v. Chr. indogermanische Eroberer eingedrungen und haben dort das gleiche Schicksal erfahren, sind dort mit einer Bevölkerung anderer Rasse und Kultur sozusagen eine Ehe eingegangen, deren Sprößling die Germanen sind. In körperlicher Erscheinung, in Sprache und Charakter, in Lebensweise und Kultur trägt der Germane Züge sowohl von seinem indogermanischen Vater — um bei dem eben gewählten Bild der Ehe zu bleiben — wie von der andersgearteten Mutter.

Wer hat nun in dieser Ehe die Rolle der Mutter gespielt, mit anderen Worten: was war das für eine Bevölkerung, die in den Ostseeländern saß, als die indogermanischen Eroberer eindrangen?

Rassenforschung zusammen mit Urgeschichte führen zu der Lösung: es sind die Megalith-Leute, wie man sie nach den für sie besonders kennzeichnenden mächtigen steinernen Grabbauten, den Hünengräbern, nennt. Auch sie sind in Südskandinavien und Norddeutschland Einwanderer aus älterer Zeit schon, Eroberer, die von außen her gekommen sind und eine frühere Bevölkerung von niederer Kultur, die sogenannten Jäger- und Fischervölker, teils verdrängt, teils unterworfen haben. Ihre ursprüngliche Heimat sind die westlichen Länder, die Küsten des Atlantischen Ozeans von Nordafrika bis hinauf nach Westfrankreich. Von hier haben sie sich als Seefahrer erobernd und kolonisierend ausgebreitet nach der Bretagne, nach England und Irland und auch nach den Ostseeküsten. Überall begleiten ihren Zug die mächtigen Steinbauten, die sie ihren Toten errichten, Dolmen, Hünengräber und ähnlich genannt. Es sind Ackerbauer mit ausgeprägtem Herrensinn, dazu Seefahrer, hochgewachsene Leute, derb und stämmig. Das ist die Bevölkerung, die die indogermanischen Eindringlinge an der Ostsee vorfanden und mit der zusammen sie in langer, unge-

störter Entwicklung verschmolzen sind zu dem neuen Volksschlag der Germanen.

Nun verstehen wir auch die vielfältigen rätselhaften Widersprüche in der germanischen Art. Sie ist ein Mischerzeugnis aus Indogermanen und Megalith-Leuten, das Kind aus der Ehe des indogermanischen Vaters mit der nicht-indogermanischen Mutter; sie sind es in körperlicher Erscheinung, in Sprache und Charakter, wie nur je ein Kind das Erbteil seiner beiden Eltern überkommen hat. Fälische und nordische Rassenmerkmale, so sagen die Rasseforscher heute fast einstimmig, sind kennzeichnend für die germanischen Völker. Fälisch: das heißt hoher aber derber Wuchs, derber Langschädel, viereckiges Gesicht, helle Augen — der Typus, den wir von unseren norddeutschen Bauern und Schiffern kennen und den etwa Bismarck oder noch deutlicher Hindenburg verkörpert, das stammt von den Hünengräberleuten.

Nordisch, wie man mit einem eingebürgerten Wort zu sagen pflegt: hoher schlanker Wuchs, langer schmaler Schädel, schlanke Gliedmaßen, helle Augen — das wird als das indogermanische Erbteil angesprochen werden dürfen.

Nun erklären sich auch die merkwürdigen Veränderungen, die die germanische Sprache gegenüber der indogermanischen aufweist, die Einführung neuer, bisher ganz unbekannter Laute, die Verschiebung des Akzents, die Abstoßung alter reicher Formen und ihre Ersetzung durch neue Hilfsmittel der logischen Verknüpfung: die andersgeartete Sprechweise, der andere Geist und das andere Gefühl der mit den eingewanderten Indogermanen verschmolzenen Bevölkerung drückt sich hierin aus; sie hat der Sprache ihren Stempel aufgeprägt, ihr eine neue Farbe gegeben, genau so wie das Lateinische in Gallien, in Spanien und anderen Ländern im Mund der eingeborenen Bevölkerung allmählich zu einer anderen Sprache geworden ist.

Endlich der Charakter der Germanen mit seinen überraschenden Widersprüchen: Ackerbauer, aber ewig von Wanderlust und Abenteuersinn herumgetrieben, nüchtern, praktisch, bedächtig, schwerfällig, und dicht daneben immer wieder unruhig, tollkühn, erfindungsreich, himmelstürmend, Eroberer und Faustnatur, Landsknecht und tiefsinniger Denker, wie es der Schwabe Friedrich Theodor Vischer in einem seiner Gedichte unübertrefflich dargestellt hat — das ist das Erbteil zweier Rassen, die vor rund 4000 Jahren eine Ehe miteinander eingegangen haben und aus deren fortdauerndem Gegensatz immer aufs neue wuchtige Kraft erwachsen ist.

Südskandinavien und die norddeutschen Küstenstriche sind die Gegenden, in denen aus der eben geschilderten Verschmelzung zweier Rassen in langer Entwicklung allmählich die Germanen als besonderes Volk entstanden sind. Von hier aus haben sie sich in mehreren aufeinanderfolgenden Wellen allmählich weiter ausgebreitet, haben sich im Osten bis zur Weichsel und darüber hinaus ausgedehnt, haben im Westen das Land bis zum Kanal und Niederrhein besetzt und sind zugleich auch nach Süden vorgedrungen, bis zu den Karpathen, zur Donau, zu den Vogesen. Sehr allmählich ist das geschehen, es hat die Jahrhunderte bis zum Beginn unserer Zeitrechnung ausgefüllt, und die Germanen haben dabei auch manche Beeinflussung von anderen Völkern erfahren, manche Bereicherung durch die kulturell höher entwickelten Bewohner der südlichen Länder erhalten. Es ist keineswegs so, wie heute manche Urgeschichtler behaupten, daß die Germanen gänzlich unberührt von anderen Völkern und Kulturen sich rein aus sich selbst heraus entwickelt hätten. Ohne äußere Anregung gibt es nirgends in der Geschichte einen Fortschritt, und wir wissen auch genau genug, daß die Germanen nicht außerhalb alles Weltverkehrs gelebt haben. Uralte Handelswege führen von den Ostseeländern, wo man den köstlichen Bernstein findet, nach den sonnigen Küsten des Mittelmeers, und auf diesen Wegen

ist vom Süden eine Menge neuer Güter und Kunstfertigkeiten allmählich nach dem Norden vorgedrungen. Bronzegerät und Bronzewaffen, auch Goldschmuck, später das Eisen und seine Verarbeitung sind vom Süden nach dem Norden, der sich bis dahin noch mit Steingeräten beholfen hatte, gekommen. Die Vermittler waren die Illyrier und die Kelten — das Wort für Erz wie das für Eisen ist wie die Sache selbst von den Kelten zu den Germanen gekommen.

Sowenig wie einst die Indogermanen an der Ostsee, sind die Germanen bei ihrer Ausbreitung und Kolonisation im heutigen Mittel- und Süddeutschland in menschenleere Gebiete gekommen, sondern sie haben dort, genau wie in grauer Vorzeit ihre Ahnen im Norden, andere Völker unterworfen und sich mit ihnen vermischt. So sind die verschiedenen germanischen Stämme mit ihrer besonderen Art entstanden, die die Römer zu Beginn unserer Zeitrechnung kennenlernten.

Im Westen und Süden waren die Vorbewohner in der Hauptsache Kelten, gleichfalls ein Mischvolk von indogermanischen Eroberern und älteren Ansiedlern anderer Rassen. Man kann heute noch manche Spuren der Vermischung der Germanen und Kelten, wohl auch der Vorbevölkerung aus noch älterer Zeit, sehen. Süd- und Norddeutsche unterscheiden sich bekanntlich sowohl in ihrer körperlichen Erscheinung wie in Temperament und geistigen Anlagen nicht unbeträchtlich. Zumal im Alpenvorland ist der eigentlich germanische Typus keineswegs herrschend, die älteren, bodenständigen Rassen schlagen stark durch. Die sog. Defreggergestalten Oberbayerns z. B. sind nicht germanisch.

Zahlreiche Ortsnamen zeugen im Rhein- und Moselland, und dann wieder im Schwäbischen und Bayerischen von den früheren keltischen und sogar von den vorkeltischen Bewohnern. Die Flußnamen Oberdeutschlands sind überwiegend nichtgermanisch, angefangen vom Rhein, der Donau, dem Neckar, hinüber über Iller, Lech, Isar, Inn zur Traun und Enns. Dann

die Ortsnamen wie Breisach, Bregenz, Arbon, Kempten, Lorch, Wels, Linz und viele andere; vor allem die im Alpenvorland so zahlreichen Ortsnamen, die mit Walen, Walchen oder ähnlich zusammengesetzt sind; sie halten die Erinnerung an die welsche, d. h. keltische, romanisierte Bevölkerung fest. Um die oberbayerischen Seen herum werden noch im 9. Jahrhundert Dörfer mit welscher Bevölkerung urkundlich erwähnt, vereinzelt kommen sie noch bis ins 13. Jahrhundert vor.

Ein nicht übersehbares — oder vielmehr ein nicht überhörbares Zeichen für die Einwirkung der älteren Vorbevölkerung auf die zugewanderten Germanen im Süden bildet wieder die Sprache.

Ich meine hier nicht Einzelbeobachtungen, wie etwa, daß die technischen Ausdrücke der Fischerei oder der Sennwirtschaft im Baierischen großenteils nicht germanischer Herkunft sind, sondern ich meine eine einschneidende Veränderung des ganzen Sprachcharakters. Die sogenannte zweite Lautverschiebung, die das Hoch- oder Oberdeutsche vom Nieder- oder Plattdeutschen unterscheidet, eine gründliche Veränderung der Konsonanten wie schon die erste Lautverschiebung, ist im Süden erfolgt, und später auch eine Veränderung der Vokale nachgefolgt, besonders die Einführung von Diphthongen. Alles das geht vom Süden aus, vom ehemals keltischen Gebiet. Wenn wir uns ferner daran erinnern, daß im Süden außer der starken Diphthongisierung die Dialekte auch noch nasalierte Vokale besitzen, das Baierische auch noch das sogenannte mouillierte L, Laute, die den germanischen Sprachen sonst fremd sind, die aber — genau wie gewisse süddeutsche Diphthonge — auch dem Französischen, z. T. auch dem Portugiesischen eigen sind, so dürfen wir mit Sicherheit behaupten, daß sich hier eine gemeinsame fremdvölkische Unterschicht in der herrschenden Sprache durchgesetzt hat, und wir werden nicht irren, wenn wir als Vermittler dieser Laute die Kelten annehmen, die einst in Süddeutschland wie in Gallien geherrscht hatten, und die

diese Laute ihrerseits vermutlich wieder von einer noch älteren, vorindogermanischen Bevölkerung überkommen hatten.

III.

Damit haben wir bereits die Grenze erreicht, die Germanen und Deutsche voneinander scheidet. Denn bei aller engen Stammeszusammengehörigkeit, die Unterschiede sind tief, und es wäre einer der schwersten Irrtümer, wenn man Germanentum und Deutschtum, germanisches Wesen und deutsches Wesen gleichsetzen wollte. Das ist ebenso unmöglich wie etwa die Gleichsetzung von Germanisch mit Indogermanisch oder mit Nordisch. Wie auch jedes Kind weiß, daß die heutigen Italiener etwas ganz anderes sind als die Römer zur Zeit Cäsars.

Germanen sind die Deutschen ihrer Abstammung nach so gut wie Skandinavier oder Engländer. Aber sie unterscheiden sich von diesen wieder durch ihre besondere Art, und die ist das Ergebnis einer über 1000jährigen besonderen Entwicklung. Anderes Blut hat sich mit dem unseren gemischt, keltisches im Süden, slawisches im Osten, andere Schicksale haben uns umgeformt und unsere besondere, eben unsere deutsche Art geprägt, die sich scharf unterscheidet von der anderer germanischer Völker oder gar der Germanen vor 2000 Jahren.

Unter den Kräften, die uns so gemacht haben, wie wir heute sind, steht vornedran die politische Geschichte, der Staat.

Sechs Stämme sind es bekanntlich gewesen, die sich vor jetzt rund 1000 Jahren zusammengetan und einen Staat für sich gebildet haben: Franken, Schwaben, Baiern, Thüringer, Sachsen, Friesen. Aus ihrem Zusammenschluß ist im Lauf der Jahrhunderte das deutsche Volk erwachsen, ihre gemeinsamen Geschicke bilden den Inhalt der deutschen Geschichte, die sich von der germanischen losgelöst hat.

Es war nicht etwa besonders nahe Verwandtschaft, die sie

zu diesem Zusammenschluß veranlaßt hat. Davon ist keine Rede. Man muß beinahe sagen: im Gegenteil, sie waren untereinander recht verschieden. Sie verstanden sich gegenseitig ja kaum mehr. Denn eben die süddeutschen Stämme, Schwaben und Baiern in erster Linie, waren es, die jenen starken Bestandteil früherer, keltischer und noch älterer, Bevölkerung in sich aufgenommen hatten, von dem wir eben sprachen, und die infolgedessen eine so einschneidende Veränderung ihrer Sprache erfuhren, sodaß König Otto I., als er in der Pfalz zu Regensburg einmal — es muß wohl im Jahr 960 gewesen sein — bei festlichem Gelage einen Trinkspruch in seinem heimischen Sächsisch ausbrachte, er von den anwesenden Baiern nicht verstanden wurde. Es wäre gar nicht verwunderlich, ja es wäre ganz natürlich gewesen, wenn der Süden und der Norden schon damals getrennte Wege gegangen wären; der ziemlich unverfälscht germanische Norden, d. h. das sächsische Stammesgebiet, für sich geblieben wäre, vielleicht mit den nahe verwandten Dänen oder auch mit den Angelsachsen auf der britischen Insel sich zusammengetan hätte, und der hochdeutsch redende Süden und Westen mit seiner stärkeren Beimischung andersartiger Bevölkerung, mit seiner auch schon ziemlich anders gearteten Kultur, gleichfalls einen Staat für sich gebildet hätte.

Die Entwicklung, die die europäische Geschichte dann genommen hätte, wenn die Sprachgrenze zwischen Oberdeutsch und Plattdeutsch zugleich zur Staats- und Kulturgrenze geworden wäre, wenn die Linie, die etwa von Köln über den Harz nach Magdeburg läuft, zwei Völker und Staaten voneinander schiede, die mag man sich nach Belieben ausmalen. Man wird fragen dürfen, ob dann die süddeutschen Stämme auf die Dauer sich der übermächtigen romanischen Kultureinflüsse, die jetzt schon auf sie stark einwirkten, hätten erwehren können, ob es ihnen nicht ähnlich ergangen wäre, wie den Franken in Nordfrankreich oder den Langobarden in Oberitalien, und ob dann das germanische Element in der europäischen Geschichte noch

etwas Nennenswertes bedeutet hätte. Das Eine jedenfalls ist sicher: ein deutsches Volk, wie wir es heute kennen, eine deutsche Geschichte hätte es dann niemals gegeben.

Daß es dazu nicht gekommen ist, daß Nord und Süd zu einem deutschen Volk zusammengewachsen sind, das ist das Werk des Fränkischen Reiches, genauer gesagt: das unsterbliche Verdienst Karls des Großen. Er hat die bis dahin gänzlich für sich lebenden Sachsen hineingezwungen in einen Staat mit den anderen germanischen Stämmen des Festlandes, den Franken, Baiern und Schwaben im Westen und Süden, die bereits eine neue Entwicklung in Sprache und Art eingeschlagen hatten, und hat sie daran gewöhnt, mit diesen zusammenzuleben und sich zusammengehörig zu fühlen. Er hat das so gut erreicht, daß sie mit ihnen zusammengeblieben sind, auch als hundert Jahre nach Karl die Klammer des Fränkischen Reiches hinwegfiel. Die furchtbaren Kämpfe, unter denen die Vereinigung Sachsens mit dem Fränkischen Reich geschah, die 30 Jahre der Sachsenkriege mit allen ihren Schrecken, sie haben einen notwendigen Platz in unserer Geschichte: sie sind die Geburtsstunde des deutschen Volkes geworden. Ob es uns nun lieb oder leid ist, es läßt sich nicht wegstreiten: die Einfügung der Sachsen in das Fränkische Reich hat dem Germanentum auf dem Festland die Zukunft gesichert, ohne Karl den Großen gäbe es heute kein deutsches Volk und keine deutsche Geschichte.

Vielerlei Kräfte sind dann am Werk gewesen, um die sechs Stämme, die vor tausend Jahren ihren gemeinsamen Weg angetreten haben, zu gestalten und umzuformen, aus Germanen zu Deutschen zu machen.

Vornedran steht — sowohl zeitlich wie dem Gewicht nach — die Spätantike, das ausgehende Römertum. Man ist leicht geneigt, den Einfluß, den es auf die Gestaltung unserer staatlichen Einrichtungen ausgeübt hat, zu unterschätzen. Aber die meisten und wichtigsten von ihnen haben zum mindesten eine Wurzel, die in römischem Erdreich gewachsen ist. Grund-

herrschaft und Lehenswesen, Grafschaft und königliche Verwaltung, — um nur einige Stücke zu nennen — sie gehen zurück auf Einrichtungen der spätrömischen Zeit, und haben sich teilweise verschmolzen mit verwandten Zuständen und Einrichtungen germanischer Herkunft.

Ganz unbestreitbar ist der römische Ursprung ja bei einer anderen Einrichtung, die auf das Volksleben und den Volkscharakter den allerstärksten Einfluß ausgeübt hat: bei der Kirche. Ihre Verfassung, ihre Ämter, ihr Recht, die Formen und selbst die Sprache ihres Gottesdienstes — überall ist die römische Herkunft handgreiflich.

Mit der Kirche ist auch eine besondere Art der Bildung, eine im Norden bisher fremde Kunst gekommen und hat dort Wurzel geschlagen, hat dem Denken und der Phantasie, der Technik und der Wirtschaft neuen Stoff und neue Anregungen gebracht, ja sogar der Sprache neue Wörter und Begriffe vermittelt. Man braucht nur die Reihe unserer alten Lehnwörter durchzugehen: Kreuz, Dom, Bischof, Priester, Kloster, Teufel, Segen, daneben noch Übersetzungen wie Barmherzigkeit, Heiland, Heiliger Geist; ferner auf wirtschaftlichem Gebiet tragen die römische Herkunft an der Stirne Worte wie Mauer, Ziegel, Kalk, Fenster, Küche, Keller, Koch, dann Winzer, Wein, Most, Kelter, Birne, Kirsche, Pflaume, Kohl, Käse, Pfund und Münze, Brief, Tinte und schreiben und so fort in langer Reihe. Jedes dieser Worte ein neuer Begriff und zugleich auch ein neues Besitztum im materiellen und geistigen Leben des Volkes, ein neuer Zug, der sich in sein seelisches Antlitz gräbt.

Dann weiter: in den Jahrhunderten des hohen und späten Mittelalters sehen wir einen Strom neuer Einwirkungen fremden Ursprungs sich in unser Land ergießen. Vornehmlich aus Frankreich, zum Teil aber auch aus Italien, aus Spanien und selbst aus dem durch die Kreuzzüge neu erschlossenen Orient.

Rittertum und höfische Kultur sind aus Frankreich nach Deutschland gekommen, mit ihnen Minnesang und höfisches

Epos. Parzival und Tristan, Roland und Artus und wie sie alle heißen, sind Gestalten französischer, keltischer Phantasie, und französische Dichter haben sie zuerst geformt; die Deutschen haben Stoff und Form von ihnen übernommen. Welche Bedeutung Frankreich auf dem Gebiet der Baukunst zukommt, kann ich als bekannt voraussetzen: die Muster der deutschen Dome von Köln, Straßburg, Freiburg, Ulm stehen auf französischem Boden. Ebenso bekannt ist die Rolle, die Frankreich in der Wissenschaft spielt. Die Scholastik ist eine vorwiegend französische Schöpfung, spricht sogar ein stark französisch gefärbtes Latein, und Paris ist die vornehmste unter den hohen Schulen des Abendlandes. Es spricht doch eine sehr deutliche Sprache, daß zwei der hervorragendsten Mitglieder des Kaiserhofes Barbarossas, Bischof Otto von Freising, der Geschichtschreiber und Vetter des Kaisers, und Rainald von Dassel, sein großer Kanzler und leitender Staatsmann, ihre Bildung in Frankreich erworben, in Paris studiert haben. Genau so übrigens, wie 200 Jahre später einer der berühmtesten Vertreter deutscher Frömmigkeit, der Meister Eckhart; dort hat er wohl auch die Lehren arabischer und jüdischer Philosophen kennengelernt, die später der Kirche Anlaß zu seiner Verurteilung gegeben haben. Daß die deutschen Universitäten insgesamt eine Nachahmung ausländischen Vorbildes, der Pariser Universität, sind, brauche ich in diesem Kreis wohl nicht eigens zu sagen, so wenig wie ich die italienische Herkunft des Humanismus auseinanderzusetzen brauche.

Von der Neuzeit und ihren mannigfaltigen fremden Einflüssen im einzelnen zu sprechen, kann ich mir wohl ersparen. Die Worte Renaissance und Gegenreformation, Aufklärung und Absolutismus, französisches und englisches Drama, Revolution und Napoleon, Neuhumanismus, Parlamentarismus und so manche andere sagen jedem ja ohne weitere Erläuterung genug.

Wer sich alle diese vielfältigen, durch ein Jahrtausend immer neu wiederkehrenden fremden Einwirkungen aller Art auf unser Volk vergegenwärtigt, der fragt sich unwillkürlich betroffen: ja, wo bleibt da überhaupt noch Raum für unsere eigene Art? Sind wir wirklich nur ein Sammelbecken für die Gedanken und Einrichtungen anderer Völker? Ein trübes Gemisch, in dem Orientalisches, Griechisches, Römisches, Keltisches, Französisches und noch manches andere sich wirr durcheinander mengt?

Die Meinung wäre richtig, wenn das Volk, das alle diese fremden Einflüsse erfahren hat, sich dabei rein passiv verhalten hätte, wenn es sie lediglich wie ein Schwamm in sich aufgenommen hätte.

Aber das eben war nicht der Fall. Dazu war die eigene Art zu kräftig, zu selbständig und zu schöpferisch. Es ist wahr: wir haben soviel fremde Einwirkungen erfahren wie vielleicht kein anderes großes Volk der Erde. Aber wir haben sie immer wieder verarbeitet, nach unserer eigenen Art umgeformt, sie irgendwie zu etwas Neuem gemacht und unserem Wesen eingeschmolzen.

Man kann daraufhin prüfen, was man will: staatliche Einrichtungen römischer Herkunft, Gedanken, die ein anderes Volk zuerst gedacht hat, Kunstformen, die auf fremdem Boden erwachsen sind — alle hat sie unser besonderer Geist durchdrungen, umgeformt, weitergebildet, oft genug in einer Weise, daß ihre Urheber sie nicht wieder erkennen würden.

Wolframs Parzival, Gotfrids Tristan sind Umdichtungen, teilweise fast Übersetzungen französischer Dichtungen. Aber daß sie das Vorbild unendlich vertieft und weit übertroffen haben, gestehen selbst Franzosen zu. Die Formen des Minnesanges sind unbestreitbar provenzalischer Herkunft. Aber ist deshalb Walther von der Vogelweide kein deutscher Dichter, scharf unterschieden von den französischen Genossen? Deutsche Baumeister und Steinmetzen haben in französischen Bauhütten gelernt, aber doch fühlen wir den Unterschied zwischen den deutschen gotischen Domen und den französischen Kathedralen sehr deutlich.

Vollends *die* Kunst, die ganz besonders als die deutsche Kunst gilt, die Musik, sie ist undenkbar ohne den Einfluß vor allem der Italiener, und trotzdem sind Bach und Mozart, um nur zwei ganz Große zu nennen, auf die die italienische Musik stark eingewirkt hat, für alle Welt ausgeprägte Vertreter deutscher Kunst und deutscher Art.

Endlich das Christentum, das wohl die fremdartigsten Elemente in die germanische Welt hineingebracht hat, Gedanken und Anschauungen, die dort ganz unbekannt gewesen waren, ja allem Überlieferten schnurstracks widersprachen — was haben wir daraus gemacht? Man spricht von der Christianisierung der Germanen. Hand in Hand damit ist eine Germanisierung des Christentums gegangen, die sich bis in das innerste Wesen der Religion hinein erstreckt. Aus der Religion des Duldens und Leidens, der Weltflucht und der Weltverneinung haben die mittelalterlichen Germanen eine Kriegerreligion gemacht, aus dem Schmerzensmann einen germanischen Heerkönig, der mit seinen Recken erobernd durch die Lande zieht und dem man durch Kampf zu dienen hat. Der christliche Germane kämpft für seinen Herrn Christus, wie er für seinen irdischen Gefolgsherrn kämpft; selbst der Mönch in der Zelle fühlt sich als Glied der militia Christi. Auch nachdem diese Denkweise sich gemildert hatte, ist das Christentum bei den Deutschen — wie bei allen von den Germanen beeinflußten Abendländern — eine Religion der Tätigkeit geblieben, in der für das urchristliche orientalische Ideal der Weltflucht und reinen Beschaulichkeit kein Platz ist. Wieder ist dafür das Mönchtum, selbst ein Sproß orientalischen Bodens, bezeichnend. Während in der östlichen Kirche heute noch die Mönche in alter Weise der Welt entrückt nur dem eigenen Seelenheil leben, sind die Mönchsorden der abendländischen Kirche voll Tätigkeit, auf allen Kulturgebieten arbeitend, in ihrer Organisation teilweise geradezu militärische Formationen der streitenden Kirche. Auch in der Art der Frömmigkeit des scheinbar

so einheitlichen Katholizismus der Gegenwart stellt die deutsche etwas für sich dar, das sich etwa von der Frömmigkeit des süditalienischen oder spanischen Katholizismus erheblich unterscheidet. Mancher gute deutsche Katholik ist das in der Fremde schon zu seinem Erstaunen gewahr geworden.

Nur einige ausgewählte Beispiele konnte ich hier anführen. Jeder von Ihnen wird imstande sein, sie zu ergänzen und zu vervollständigen.

Ziehen wir die Summe der ganzen Rechnung.

Wie einst vor Jahrtausenden sich indogermanisches Volkstum mit fremdem paarte und eine neue Volksart erzeugte mit besonderer Prägung, die germanische, so hat sich seit einem Jahrtausend ein Bruchteil germanischen Volkstums vermischt und verschmolzen mit fremden Volkssplittern sehr verschiedener Art und hat vielgestaltige Einflüsse fremder Kulturen in sich aufgenommen, hat sie durchdrungen, umgeformt und seinem Wesen einverleibt, so daß sie nicht mehr von ihm getrennt werden können, und dadurch ist das deutsche Volk, die deutsche Art entstanden. Sie ist anders als die germanische gewesen war, aber eben darauf beruht unsere Eigenart im Kreise der germanischen Völker. Sie beruht gerade, wie einer der besten Kenner gesagt hat, „auf der Beimischung südlicher Säfte zum germanischen Stoff".

Wir haben keinen Anlaß das zu beklagen; wir verdanken dem gerade unseren Reichtum. „Bei einem großen Meister, sagt Goethe, findet man immer, daß er das Gute seiner Vorgänger benutzt habe und daß eben dieses ihn groß machte." Der Nibelungendichter, Walther von der Vogelweide, Erwin von Steinbach, Dürer, Bach, Goethe, sie alle zeigen handgreiflich die fremde Beimischung, die sie aufgenommen und in unserer Weise weitergebildet haben.

Und wie diese großen Meister, auf die wir stolz sind als echte Vertreter unserer deutschen Art und um die uns die Welt be-

neidet, so ist unser ganzes Volk, ist jeder von uns in seinem ganzen Fühlen und Denken ein Erzeugnis dieser tausendjährigen Entwicklung.

Sie läßt sich nicht rückgängig machen, nicht wegradieren aus unserer Geschichte, sowenig sich aus dem Charakter eines Mannes die hundertfältigen Einflüsse seines Lebens wegstreichen lassen, die seine von Vater und Mutter ererbte Art bald leise und unmerklich, bald hart und gewaltsam umgestaltet haben. Solange das gesunde elterliche Erbe überhaupt seine Lebenskraft behält, werden sie ihm keinen Schaden zufügen können, er wird Unverträgliches über kurz oder lang wieder abstoßen, Fruchtbares aber dankbar aufnehmen und mit der ererbten Art vereinigen und sie so bereichern.

Nur reiner Studierstubendoktrinarismus könnte auf den Gedanken verfallen, die tausendjährige Sonderentwicklung des deutschen Volkes rückgängig zu machen, alle von auswärts aufgenommenen Bestandteile als verdammungswürdiges Fremdes wieder zu entfernen um zu einem „reinen“ Germanentum zurückzukehren. Über solche „germanische Bärenhäuter“ hat der Führer wiederholt seinen beißenden Spott ausgegossen.

Ein solcher Versuch wäre unmöglich, und selbst wenn er sich durchführen ließe, was wäre das Ergebnis? Sollen wir die Rose und den Weinstock aus unseren Tälern ausrotten, weil sie einmal aus fremdem Boden in den unsern verpflanzt worden sind? Sollen wir unsere Stiftskirche niederreißen, weil ihr Baustil aus einem andern Land zu uns gekommen ist und weil in ihr ein Glaube gelehrt wird, der vor 2000 Jahren fern im Osten entstanden ist? Sollen wir aus dem gleichen Grund Bachs Passionsmusik als fremdartig und schädlich ablehnen? Dann müßten wir wohl auch unsere hochdeutsche Mundart ablegen, das ständige Denkmal unserer süddeutschen Rassenmischung, und uns alle von Staatswegen zum Plattdeutschen bekehren als zu einer reineren germanischen Sprache.

Doch Scherz beiseite: nicht weniger als alles, was unsere

großen Leistungen, unseren Stolz und Ruhm vor den anderen Völkern, kurz unsere ganze Eigenart ausmacht, müßte in den Abgrund befördert werden um den Rückweg zu jenem vermeintlichen „reinen“ Germanentum freizumachen, von dem uns eine tausendjährige Entwicklung trennt. Es wäre nichts anderes als eine Entdeutschung. Denn irgendeine fremde Wurzel oder Beeinflussung ist überall festzustellen und wer vermöchte die einzelnen Bestandteile nach ihrer Herkunft chemisch voneinander zu sondern, ohne das Ganze zu zerstören? Es erginge ihm dann wohl wie dem Mann, der das Wasser in seine Elemente zerlegt und zwei Gase erhält, die sich ihm unter der Hand verflüchtigen, falls er sie nicht in Retorten einsperrt. Aber wer könnte sich das Leben eines Volkstums im Glaskolben des chemischen Laboratoriums wünschen oder auch nur vorstellen?

Wir haben uns unseren Platz auf Erden und die Zeiten unserer Geschichte nicht wählen können, wir sind vom Schicksal in die Mitte zwischen andere Völker und andere, zum Teil ältere und höhere Kulturen hineingestellt worden. Wir haben von allen gelernt, seit ältesten Zeiten, und sind trotzdem — wer hätte den Mut es zu leugnen? — etwas Besonderes geblieben, den Fremden oft genug ein Rätsel und ein Anstoß, nicht selten auch ein bewundertes Vorbild. Gerade die fortgesetzte Spannung zwischen den verschiedenen Bestandteilen in unserm Volkskörper, die ständige Nötigung, uns mit anderer Denkweise, mit anderem Kulturbesitz auseinanderzusetzen, ist uns ein unaufhörlicher Antrieb zu neuem Schaffen geworden und hat uns vor dem Chinesenschicksal der Erstarrung in satter Selbstgenügsamkeit bewahrt. Unsere ganze lange Geschichte ist ein fortgesetzter Beweis in Einzelbeispielen für das tiefe Wort Jakob Burckhardts: Ein wahrhaft reiches Volk wird dadurch reich, daß es von andern vieles übernimmt und weiterbildet.

NACHWEISE UND ERLÄUTERUNGEN

Es bedarf keiner besonderen Begründung, daß es unmöglich ist, im folgenden für jede im Vortrag ausgesprochene Ansicht die Beweisstücke bis ins Einzelne vorzulegen. Doch ist das auch nicht nötig. Denn nicht um Aufstellung neuer Hypothesen war es mir zu tun; das stünde mir, der ich nur Historiker, nicht Philologe bin, auch gar nicht zu. Ich kann für mich nur in Anspruch nehmen, germanische Philologie studiert zu haben und durch W. Geiger seinerzeit soweit in die Geheimnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrit eingeführt worden zu sein, daß ich Fragen dieser Art nicht als reiner Laie gegenüberstehe. Meine Absicht ist lediglich Zusammenfassung von längst Bekanntem, mag manches auch dem Nichtfachmann sehr überraschend und neu vorkommen. Vergleichende Sprachwissenschaft, Vorgeschichte und Rassenkunde sind so wenig wie die Geschichte Wissenschaften, die erst gestern entstanden wären, und viele Fragen, die heute die breite Öffentlichkeit lebhaft beschäftigen, sind seit Menschenaltern schon Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Ich kann mich darum darauf beschränken, einige allgemeinere Werke zu nennen, die sich mit den hier behandelten Dingen näher befassen.

O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Aufl. 1907; Ders., Die Indogermanen, 3. Aufl. 1919; Ders., Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, 2. Aufl., herausgegeben von A. Nehring, 2 Bände 1923. 1929; H. Hirt, Die Indogermanen, 2 Bände 1905. 1907; Ders., Geschichte der deutschen Sprache, 2. Aufl. 1925; S. Feist, Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen, 1913; Ders., Europa im Lichte der Vorgeschichte und die Ergebnisse der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft, 1910; Ders., Indogermanen und Germanen, 3. Aufl. 1924; F. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde, 2 Bände 1913. 1923; T. E. Karsten, Die Germanen, 1928; H. Güntert, Der Ursprung der Germanen 1934; A. Heusler, Germanentum 1934; F. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen 1922; K. Schuchhardt, Alteuropa, 2. Aufl. 1926; Ders., Vorgeschichte von Deutschland, 2. Aufl. 1934; E. Wahle, Vorgeschichte des deutschen Volkes 1925; Ders., Deutsche Vorzeit 1932; J. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 4 Bände, 1911 ff.

[S. 7] Der Titel von Bopps Schrift lautet: Über das Konjugations-

system der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Es mag daran erinnert werden, daß die vergleichende Sprachwissenschaft von deutschen Gelehrten begründet und ein Jahrhundert lang überwiegend von Deutschen gepflegt worden ist.

[S. 8] Das Indogermanische wird für uns erst einigermaßen greifbar in dem Augenblick, wo es sich in seine verschiedenen Tochtersprachen auflöst, und in diesem Zeitpunkt sind mit Sicherheit bereits Dialektunterschiede wahrzunehmen; es genügt an die bekannte Spaltung in Kentum- und Satemsprachen zu erinnern. Eine einheitliche Rasse scheinen die Indogermanen zu dieser Zeit auch nicht mehr gebildet zu haben, Langschädel und Kurzschädel kommen nebeneinander vor, sodaß schon in einer für uns nicht mehr faßbaren älteren Zeit Mischungen erfolgt sein müssen, wie ja auch die für uns erschließbare und erschlossene indogermanische Grundsprache möglicherweise bereits eine Mischsprache ist, was S. Feist, Europa im Lichte der Vorgeschichte 47 ff. 50, Indogermanen und Germanen 31 ff. betont. Im übrigen vgl. etwa Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I 50; Karsten, Germanen 38 ff.; Schrader, Indogermanen 13 f. 118 f.; Schliz in Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde Bd. 3, 439 ff. (Rassefragen, von A. Schliz.) Doch scheint mindestens bei dem Zweig der Indogermanen, von dem die Germanen herrühren, der langschädelige, hochgewachsene Typus der vorherrschende gewesen zu sein.

[S. 8] Volk und Sprache: vgl. dazu die Ausführungen von H. Güntert, Ursprung der Germanen 10 ff. Auch Ed. Meyer, Geschichte des Altertums I 3 2 (1913) 849 f. vertritt nachdrücklich den Satz, daß die indogermanische Sprache ein bestimmtes Volk als Träger voraussetzt. — Wenn ich hier von „zu starr naturwissenschaftlich denkenden Urgeschichtlern" spreche, so meine ich damit keineswegs die Gesamtheit der Vertreter dieser Wissenschaft, sondern lediglich eine Richtung, die geneigt ist, ausschließlich mit den Bodenfunden zu arbeiten, und die Ergebnisse der allgemeinen Geschichte usw. der Sprachforschung, außer acht zu lassen. Doch wenden sich schon Vorgeschichtsforscher wie Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland 1934 S. V. und E. Wahle, Deutsche Vorzeit 1932, S. 241 A. 1 gegen solche Einseitigkeit.

[S. 9] Indogermanische Kultur: ich erinnere an gleiche Göttergestalten wie indisch Dyauspita, griechisch Zeus, römisch Jupiter (ob germ. Teiwaz dazu gehört, ist fraglich); die Zwillingsgottheit der griechisch-römischen Dioskuren, die auch bei Indern und Kelten vorkommt und in den germanischen Alci, Tacitus Germania 43, eine Entsprechung hat. Hirt, Geschichte der deutschen Sprache 39 und 268 erwähnt, daß der eine der beiden Merseburger Zaubersprüche mit einem Hymnus des Atharwaweda übereinstimmt. Im Recht fällt u. a. bei allen indogermanischen Völkern der auch im deutschen Recht streng beachtete Unterschied auf,

den sie zwischen absichtlicher und unabsichtlicher Tötung machen. Hirt, Indogermanen II 527. Die Rolle der Sippe erhellt z. B. aus den Siedelungsnamen, die den germanischen -ingen-Dörfern entsprechen, im Attischen die Dorfnamen auf -idai, im Slavischen auf -ici, Hirt, Indogermanen I 265, wozu noch die Benennung der ältesten römischen Landquartiere nach den Geschlechtern kommt, Mommsen, Röm. Geschichte I [12] 35. Im übrigen verweise ich auf die obengenannten allgemeinen Darstellungen von Hirt, Schrader, Feist usw.

[S. 9 ff.] Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier nochmals wiederholt, daß die im Text vorgetragene Gesamtauffassung eine Hypothese ist. Doch handelt es sich um eine seit mindestens einem Menschenalter mit großem Scharfsinn vertretene Lehrmeinung, die von Forschern verschiedenster Richtung als eine begründete und brauchbare Erklärung des Problems anerkannt ist und von anderen Seiten her beachtenswerte Unterstützung erfahren hat. Sprachwissenschaft, Vorgeschichte und Anthropologie kommen von ihren Arbeitsgebieten und mit ihren Arbeitsweisen unabhängig voneinander zu sich deckenden Ergebnissen. Zum erstenmal finde ich den Gedanken, daß Sprachveränderungen aus Völkermischungen zu erklären seien, ausgesprochen in der Vorrede Chr. L. Scheids zu J. G. Eccards nachgelassenem Werk: De origine Germanorum 1750 p. XVIII s.: mutatio linguarum manifeste mutatarum gentium et incolarum aperit vestigia; quod una gens per se linguae corpus non mutet, tametsi diversa novas facies sumat, sed ad mutationem linguae mixtura nationum opus sit, uti exemplis omnium fere linguarum docemur, quae vel a lento commercio cum exteris, vel a subitis irruptionibus aliorum populorum, aliquando etiam mutatione dominorum primam suam faciem et formam amiserunt. Ich vermute, daß dieser fruchtbare Gedanke von Leibniz herrührt, der sich lebhaft mit sprach- und vorgeschichtlichen Fragen beschäftigt hat und dessen Sekretär und Verwalter seines wissenschaftlichen Nachlasses Eccard war. In der Neuzeit haben Forscher von sehr verschiedener Richtung den Gedanken wieder nachdrücklich vertreten. E. Wechssler in dem Aufsatz: „Gibt es Lautgesetze?“ (Festgabe für H. Suchier, Forschungen zur romanischen Philologie 1900, S. 441 ff.) hat namentlich die Verschiedenheit der romanischen Sprachen damit erklärt, daß sie Latein im Munde verschiedener Völker sind: „Findet Rassenmischung und durchgehende Erlernung der neuen Sprache durch die Eingeborenen statt, so sprechen diese das fremde Sprachgut mit ihrer gewohnten Artikulationsbasis.“ Sehr nachdrücklich hat H. Hirt diesen Gedanken auf die indogermanischen Sprachen angewandt, zuerst 1894 in seinen Indogermanischen Forschungen, dann 1905 in seinen Indogermanen: die verschiedenen indogermanischen Sprachen erklären sich aus der Übertragung der Sprache indogermanischer Eroberer auf die fremdsprachige unterworfene Bevölkerung; Indogermanen I 164. 197. Von anderen Forschern, die die gleiche Grundidee vertreten, sind etwa zu nennen Feist, Europa im Lichte

der Vorgeschichte S. 14 ff.; Indogermanen und Germanen; Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I 64 ff.; Karsten, Germanen 49 f.; H. Güntert, Ursprung der Germanen; F. Braun, Urbevölkerung Europas S. 24 ff.

[S. 10] Hirt, Indogermanen I 186 hält „Meer“ für ein Wort, das den westindogermanischen Sprachen (Kentum-Sprachen) gemeinsam ist (aber das Griechische besitzt es nicht!); dagegen Feist, Indogermanen und Germanen 24 ff., der die Grundbedeutung „stehendes Wasser, Teich“ wahrscheinlich macht, ähnlich Güntert, Ursprung der Germanen 104. Die germanischen Sprachen haben gerade für das Seewesen eine Menge Wörter, die nicht indogermanischer Herkunft sind.

[S. 11] Wald: Güntert 46 A. 2. Baumarten: Güntert 41 ff. Die Unbestimmtheit und den Bedeutungswechsel der Baumbezeichnungen zeigt deutlich Hirts Liste, Indogermanen II 622 f. Hirt a. a. O. I 182 hielt die Buchengrenze für „ein unerschütterliches Beweisstück“ der Anschauung, daß die indogermanische Heimat nicht östlich der Linie Königsberg — Krim gesucht werden könne, obwohl das Wort für „Buche“ sehr wechselnde Bedeutung hat und bereits im Griechischen „Eiche“ bezeichnet. Vgl. auch Feist, Indogermanen und Germanen 93 ff. Der einzige Baumname mit gleichbleibender Bedeutung ist „Birke“. — Berührungen der indogermanischen Sprachen mit mongolischen s. Güntert 57 ff.

[S. 11] Die Unterschiede zwischen dem Indogermanischen und dem Germanischen hat ausführlich erörtert Hirt in seiner Geschichte der deutschen Sprache, 2. Aufl. 1925, S. 54 ff. Merkwürdigerweise hat Hirt, der lange und mit Nachdruck die einzelnen indogermanischen Sprachen als Mischsprachen erklärt hat, es unterlassen, den letzten Schritt zu tun und die Entstehung der germanischen Sprache und des germanischen Volkes auf die gleiche Weise zu erklären. Er sah zwar, daß die Besonderheiten des Germanischen gegenüber dem Indogermanischen auf tiefgehende Sprachmischung hinwiesen und ein Hauptgrund seien, der für Einwanderung der Germanen in ihre Sitze an der Ostsee geltend gemacht werden könnte, aber er lehnte diese Lösung des Problems ab, da er die Annahme einer Einwanderung der Germanen in die Ostseeländer für unmöglich ansah (Indogermanen II 615 f.). Infolgedessen hielt er die Sitze der Germanen an der Ostsee zugleich für die Urheimat der Indogermanen. Seine Beweisführung ist gelegentlich auffällig widerspruchsvoll (vgl. dazu auch Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 3. Aufl. II 462 f.); so sagt er I 196: das Germanische habe sich „verhältnismäßig früh“ stark vom Indogermanischen wegentwickelt, II 618 ist es noch „in verhältnismäßig später Zeit“ auf einer dem Indogermanischen „sehr ähnlichen Stufe“. In seiner Geschichte der deutschen Sprache (S. 69) versucht er, die Eigentümlichkeiten des Germanischen aus Vermischung mit dem Keltischen, Unterwerfung der Germanen durch die Kelten zu erklären. Dazu wollen aber, soviel ich sehen kann, die vorgeschichtlichen Forschungsergebnisse in keiner Weise passen. Auch der Umstand, daß rund ein Drittel

der germanischen Wörter nicht indogermanischer Herkunft ist (Feist, Indogermanen und Germanen 88 f.), darunter zahlreiche Pflanzen-, Vogel- und Tiernamen, nötigt zu einer anderen Auffassung.

[S. 13] Entsprechende Veränderungen des Keltischen und Italischen, Güntert 46, Hirt, Geschichte der deutschen Sprache 44 f.

„Die Sprache das treue Bild und Organ der erreichten Kulturstufe; die großen technischen und sittlichen Revolutionen sind darin wie in einem Archiv aufbewahrt, aus dessen Akten die Zukunft nicht versäumen wird für jene Zeiten zu schöpfen, aus welchen alle unmittelbare Überlieferung verstummt ist.“ Mommsen, Röm. Gesch. I 14 f.

[S. 13 f.] Indogermanische Wanderungen: die Orts-, Fluß- und Bergnamen Griechenlands sind zum großen Teil nicht indogermanischer Herkunft. Gerade bei den bedeutendsten Namen wie Athen, Sparta, Theben versagt jeder Deutungsversuch. Hirt, Indogermanen I 60. A. Fick, Vorgriechische Ortsnamen als Quelle für die Vorgeschichte Griechenlands. 1905; Ed. Meyer, Geschichte des Altertums I ³ 2 (1913) S. 765 ff. Von den Göttergestalten sind nicht indogermanisch Apollon, Athena, Aphrodite, Hephaistos, Artemis; der griechische Schönheitsbegriff ist unnordisch und aus der ägäischen Kultur abgeleitet. Güntert 132. Mit Recht betont Hirt wiederholt (I 58 f. 148. II 555. 569 und sonst), daß die in Griechenland (und sonst) einwandernden Indogermanen schwerlich Kulturträger, sondern zuerst einmal Zerstörer gewesen sind, bis die angeborne Anlage der Einwanderer in Verbindung mit den Fähigkeiten der eingesessenen Bevölkerung zu neuer Entwicklung und Blüte führte. — Italien: mehrere Wellen, die von Norden her nach Italien eindringen. Hirt, Indogermanen I 158, II 611; an die Vermischung mit der Vorbevölkerung erinnert die Sage vom Raub der Sabinerinnen, wie Hirt I 162 bemerkt. Auf vorgeschichtlicher Seite betrachtet E. Wahle, Deutsche Vorzeit 69 (mit S. 250 A. 75) die Italiker als Ergebnis der Vermischung zwischen indogermanischen Einwanderern und älterer Bevölkerung. — Inder: Hirt I 99 ff. — Kelten: Wahle, Deutsche Vorzeit 69. 112. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland 94.

[S. 15 ff.] Entstehung der Germanen durch Vermischung indogermanischer Eroberer mit älterer Vorbevölkerung an der Ostsee vertreten außer den Philologen Feist, Güntert, Kauffmann u. a. die Vorgeschichtsforscher Schuchhardt und Wahle. Die Megalith-Leute als nicht-indogermanische Vorbevölkerung: Wahle, Deutsche Vorzeit 50 ff.; Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland 55 ff. 73. Güntert, Ursprung der Germanen 62 ff. Einwanderung dieser Bevölkerung vom Westen: ebenda. Ihre körperliche Erscheinung wird, damit übereinstimmend, mit dem Cromagnontypus gleichgesetzt, Schuchhardt 55. 73, und dieser wieder als die Urform der heute „fälisch“ genannten Rasse betrachtet (Güntert 180 f.). Die indogermanischen Einwanderer als Vertreter der sog. nordischen Rasse sind, wie schon aus dem oben zu S. 8 Angemerkten erhellt, cum grano salis

zu verstehen; eine reine Rasse stellen die Indogermanen in dieser Zeit nicht mehr dar. Doch scheinen nach den Beobachtungen von Schuchhardt und Wahle die Streitaxtleute, in denen sie beide die indogermanischen Einwanderer im nordischen Kreis sehen, überwiegend lang- und schmalschädelig zu sein (Wahle 82, Schuchhardt 54 f.). Die germanische Lautverschiebung als Ergebnis der Bevölkerungsmischung von Indogermanen und Nichtindogermanen außer bei den schon genannten Philologen (z. B. Kauffmann, Deutsche Altertumskunde I 115 ff.) auch bei Wahle 119 f.; die große geschichtliche Wirksamkeit der germanischen Völker als Ergebnis der Vereinigung des halbnomadischen indogermanischen Wanderblutes mit der fruchtbaren Bauernbevölkerung, Wahle 126 f. — Das Gedicht Fr. Th. Vischers aus dem Jahr 1883 im 1. Band seiner Ausgewählten Werke (Stuttgart und Berlin 1918) S. 369 ff. („Die Deutschen“: Stumpf und spitzig, dummlich und witzig, kühl und hitzig. Vernagelt und sinnig, grobkantig und minnig, blöckisch und innig usw.).

[S. 17] Ausbreitung der Germanen und Vermischung mit den Vorbewohnern in Mittel- und Süddeutschland: Wahle 120 ff.; Schuchhardt 144 f. 226 f.; Kauffmann I 167 ff. Bekanntschaft mit neuen Kulturgütern: Handelswege Schuchhardt 104 f. Kupfer und Bronze vom Südosten eingeführt 100 ff. (Die Rolle des Bernsteins als Handelsgut! Daher die Blüte der Bronzekultur in den Bernsteingegenden.) Ed. Meyer, Geschichte des Altertums I ³ 2, 834 ff.; Kauffmann 117 ff. Eisen: Kauffmann I 171 ff. Keltische Herkunft der Worte für Bronze (Erz) und Eisen: Kauffmann I 125 A. 10 und 172 A. 1. Gegen die Phantasien vom nordeuropäischen Ursprung aller Kultur, die in Laienkreisen beliebt sind, weist Ed. Meyer a. a. O. 839 ff. mit Nachdruck auf den Vorsprung des Südens hin.

[S. 18 f.] Vorbevölkerung in West- und Süddeutschland Kelten, ihrerseits ein Mischvolk von Indogermanen und älteren Bewohnern. Als solche vermutet man Ligurer, Räter, Etrusker: Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde III 157; Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland 48; Kauffmann I 48, sprachliche Zusammenhänge zwischen dem Etruskischen und den Besonderheiten des Germanischen betonen Hirt, Geschichte der deutschen Sprache 69 f.; F. Braun, Urbevölkerung Europas 52; Räter Kauffmann I 218.

Über die Ortsnamen s. Kauffmann II 287 ff. Von den Namen der größeren deutschen Flüsse gelten nur Oder, Havel, Elbe, Weser, Hase, Ems als germanisch; doch ist die Weser bereits strittig. Lippe, Ruhr, Sieg, Lahn, Main sind keltisch. Welsche Bevölkerung in Baiern: Kauffmann II 319; Ortsnamen in Baiern: Riezler, Geschichte Baierns I ² 1, 107; Fortleben der welschen Bevölkerung Riezler 109, Reste älterer Bevölkerung in den Alpen 112 ff. Sprachreste Riezler 122 ff.

[S. 19] Hochdeutsche Lautverschiebung als Ergebnis der Vermischung germanischer Einwanderung mit keltischer und älterer Vorbevölkerung Hirt, Geschichte der deutschen Sprache 88 ff.; Kauffmann II 249 f. —

Keltische Besiedelung in Portugal: Wechssler, Forschungen zur romanischen Philologie, Festgabe für H. Suchier, S. 459; Hirt, Indogermanen I 168.

[S. 20] Slawisches Blut im Osten: nicht nur im ostelbischen Kolonialland seit dem 12. Jahrhundert, sondern schon früher in Südost- und Mitteldeutschland. In den baierischen Ostalpen sind Slawen seit dem 6. Jahrhundert seßhaft, im Obermaintal und dem Fränkischen bis in die Ansbacher Gegend vermutlich seit dem 7. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme 1837, S. 617 ff., 636 ff. Im Thüringischen sitzen sie teilweise so dicht, daß noch zu Barbarossas Zeiten das Saaletal als überwiegend wendisch besiedelt genannt wird und wendische Sprache bis ins 13. Jahrhundert sogar in der Gegend von Erfurt fortlebt. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands IV (1913), S. 578 A. 1., III (1906), S. 135 A. 7. Slawische unfreie Bauern sitzen auf Gütern der Klöster Fulda und Hersfeld, Zeuß 646, Hauck II (1912) 351 A. 4. „Die Aufnahme der Romanen und später der Slawen machte die Germanen Mitteleuropas zu Deutschen", Wahle 228.

[S. 21] Der unverständliche sächsische Trinkspruch Ottos I. in Regensburg: Arnoldus de S. Emmerammo I c. 7 ore iucundo saxonizans dicit (Mon. Germ. hist. Scriptores IV 552, geschrieben zur Zeit Konrads II., also über 70 Jahre später. Solange also erzählte man sich in Regensburg noch von dem Königsbesuch).

Verbindung der Sachsen mit den Dänen oder den Angelsachsen auf der britischen Insel lag nahe genug. Die völkischen Unterschiede waren noch gering, die Erinnerung an die Stammesverwandtschaft mit den Angelsachsen unvergessen — noch im 10. Jahrhundert holt ein deutscher König, Otto I., sich die Gemahlin aus dem angelsächsischen Königshaus —; an den Dänen fand Widukind wiederholt Rückhalt. Daß eine politische Verbindung zwischen den nordgermanischen Völkern nicht nur Phantasie ist, zeigt das dänisch-norwegisch-englische Großreich im 11. Jahrhundert. Die Bedeutung der Vereinigung Sachsens mit den Festlandsstämmen für die Entstehung eines deutschen Volkstums und für die Zukunft des Germanentums auf dem Festland ist schon wiederholt von den Historikern betont worden. Ich nenne etwa E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern (1896) 115, Eduard Heyck, Deutsche Geschichte I (1905) 197, E. Wahle, Deutsche Vorzeit 222. („Die Gestalt des großen Karolingers steht am Eingang in die deutsche Geschichte. Von dieser Zeit an gibt es ein deutsches Volk mit einer ihm eigenen Kultur"), K. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland 234 ff. („Wenn das Schicksal dem Deutschtum eine Zukunft sichern wollte, mußte notwendig jetzt Sachsen hinzukommen. Das Germanentum gebot in Norddeutschland nur noch vom Rhein bis an die Elbe, die östliche Hälfte von der Elbe bis zur Weichsel war bereits den Slawen verfallen, die nach der Abwanderung der Goten, Burgunder, Semnonen, Langobarden vom Osten her sich ohne kriegerisches Geräusch, aber mit festem Tritt vorgeschoben hatten und auch die Elbgrenze bereits zu überschreiten drohten. Karl hat eine große Mission erfüllt, indem er das für die künftige Entwicklung wichtigste Glied Sachsen rechtzeitig an seine richtige Stelle brachte.")

[S. 22 f.] Die Grundherrschaft ist nicht nur im ganzen spätrömischen Reich verbreitet, sondern auch den Germanen nicht unbekannt, wie Tacitus, Germania 25 zeigt und die vorgeschichtlichen Bodenfunde bekräftigen, vgl. Wahle 128. 140. Dazu außerdem die Untersuchungen von Wittich, Dopsch u. a. Im Lehenwesen treffen Elemente römischer Herkunft (die persönliche Bindung im Patronat) mit dem germanischen Gefolgschaftswesen zusammen usw. — Der Einfluß des spätrömischen Staates auf Verfassung und Wirtschaft der germanischen Völker ist lange Zeit von der vorherrschend germanistischen Richtung der deutschen Geschichtsforschung abgestritten oder als bedeutungslos hingestellt worden, unter dem Einfluß der vorgefaßten Meinung, die Germanen hätten ganz aus sich heraus ihr öffentliches und privates Leben gestaltet. Die Überschätzung, die die führenden deutschen Gelehrten (Waitz, Brunner usw.) dem Germanentum zuteil werden ließen, hat sogar die ausländische Wissenschaft in ihren Bann gezogen. Nicht nur die englischen, sondern auch die französischen Gelehrten schlossen sich großenteils dieser Meinung an, die freilich — was man lange vergessen hat — gar nicht deutsches, sondern französisches Gewächs ist, entstanden aus den politischen Vorurteilen der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die die Freiheit und Gleichheit, nach der sie verlangte, in den germanischen Urwäldern zu finden glaubte. Desgleichen ist die landläufige Vorstellung von der altgermanischen Bauernfreiheit ein typisch „liberalistisches" Erzeugnis der Aufklärungszeit. Fustel de Coulanges, der mit unvergleichlicher Gelehrsamkeit in seiner Histoire des institutions politiques de l'ancienne France das Fortleben und die starke Wirksamkeit römischer Einrichtungen nachwies, fand bei seinen eigenen Landsleuten überwiegend Widerspruch und in Deutschland nahm man kaum Notiz von ihm. Heute bricht sich langsam die Erkenntnis Bahn, daß er der Wahrheit zum mindesten erheblich näher gekommen ist als die Anhänger der Lehre vom rein germanischen Ursprung der fränkischen und deutschen Verfassung. Vgl. A. Dopsch, Die Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung von Cäsar bis auf Karl den Großen, 2 Bände, 2. Aufl. 1923. 1924; J. Haller, Der Eintritt der Germanen in die Geschichte (Reden und Aufsätze 1934, S. 22 f.).

[S. 23.] Lehnwörter: F. Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes (8 Teile, 2.—4. Aufl. 1921—25). Von der starken Einwirkung des Lateinischen auf die Gestaltung der deutschen Sprache zeugt außer den übernommenen Einzelworten die Herübernahme einer Endung, die zur Bildung einer ganzen neuen Wortgruppe geführt hat: — er, aus lat. -arius (Müller, althochdeutsch mulinari, aus lateinisch molinarius usw., was dann zur Umbildung anderer Worte geführt hat, wie Bäcker aus älterem, noch mundartlich erhaltenem Beck). Vgl. Hirt, Geschichte der deutschen Sprache 103 und 282.

Den französischen Ursprung des Rittertums zeigen deutlich die vielen entlehnten Fachausdrücke wie Turnier, Buhurt usw. Die Bezeichnungen „höfisch" und „törperlich" sind nichts als Übersetzungen aus dem Französischen (courtois und vilain). Einwirkung der französischen Modedichtung: Herm. Schneider, Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung (1925) S. 212 ff. 244 ff. 376 ff. Minnesang: Gedanken und Formen sind von den Provençalen übernommen, das Streitgedicht (sirventes), das Tagelied (alba), die Reimkünsteleien usw.

[S. 24] Studium der Deutschen an ausländischen Schulen im 12. Jahrhundert: Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands IV (1913) S. 479 ff. — Eckhart ist, wie seit nunmehr 50 Jahren allgemein bekannt, erstens Scholastiker, von Thomas von Aquino abhängig, zweitens stark von dem syrischen Neuplatoniker beeinflußt, der um 500 unter dem Namen des Dionysius Areopagita schrieb, ferner von den arabischen Neuplatonikern und von Moses Maimonides, der auf seinen Gottesbegriff eingewirkt hat. Er beruft sich selber ausdrücklich auf diese Gewährsmänner (Maimonides z. B. Archiv f. Lit.- und Kirchengeschichte d. MA 2, 582. 600. 601. 607). Seine verurteilten Sätze bei C. Mirbt, Quellensammlung zur Geschichte des Papsttums, 4. Aufl. 1924, S. 220 f. (mit Literaturangaben; dazu Religion in Geschichte und Gegenwart II ² 10 f. Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie ¹¹ II (1928) S. 561 ff.). — Gegenüber heutiger in Laienkreisen verbreiteter Behandlung Eckharts sei daran erinnert 1. daß wir noch weit davon entfernt sind, Eckharts schriftstellerische Hinterlassenschaft vollständig zu übersehen; die Veröffentlichung der wichtigen, lange unbekannt gebliebenen lateinischen Schriften steckt noch ganz in den Anfängen, 2. daß die unter seinem Namen laufenden deutschen Schriften großenteils nicht von ihm herrühren, sondern Bearbeitungen durch andere sind, aus denen sich keine Schlüsse auf Eckharts eigene Anschauung ziehen lassen, 3. daß die beliebte Übertragung der deutschen Schriften Eckharts von H. Büttner von den Sachverständigen längst als unzulänglich, ja teilweise irreführend erkannt ist.

[S. 26] Germanisierung des Christentums: H. Böhmer in Theol. Studien und Kritiken 1913; Th. Zwölfer, St. Peter, Apostelfürst und Himmelspförtner, 1929; J. Haller, Das Papsttum I (1934) S. 350 ff.; A. Heusler, Germanentum (1934) S. 54 ff., 101 ff., 115 ff.

[S. 27] „Beimischung südlicher Säfte zum germanischen Stoff" A. Heusler, Germanentum (in dem Aufsatz „Von germanischer und deutscher Art") S. 87. — „Entdeutschung" sagt Heusler ebenda: „Wäre es möglich, unsere Volkserziehung ins Germanische rückzubilden: das müßte wohl hinauslaufen auf eine Entdeutschung — vielleicht eine Verengländerung oder Verschwedung. Aber wer sieht denn im Deutschtum eine verschlechterte Ausgabe des Germanentums?"
